

Wünscht sich statt Quantität mehr Qualität

Chris Fagan



Chris Fagan studierte in Kalifornien am College bei Bobby Bradford (Trompeter bei Ornette Coleman), Charly Shoemake und John Carter. Der Saxophonist erhielt ein staatliches Stipendium und ging nach New York, wo er sein Studium sehr praxisnah bei David Murray in dessen Big Band, Oktett und Quartett weiterführte. 1991 veröffentlichte er sein erstes Album „Lost Bohemia“ mit Bobby Bradford, Reggie Workman und Andrew Cyrille auf dem deutschen Label Open Minds. Er ging für ein Jahr an das Sweelinck Konservatorium in Amsterdam, um dort zu unterrichten. Danach kehrte er nach New York zurück, nahm 1997 sein zweites Album „Signs Of life“ auf und hielt sich mit Gelegenheits-Jobs und kommerzieller Musik über Wasser. Er zog später nach Seattle, wo ihm mit dem Jazz-Kollektiv Big Neighborhood zwei sehr interessante und viel beachtete Veröffentlichungen („Neighborhood“ und „11:11“) gelangen. Jetzt meldet sich Chris Fagan mit seinem neuen Projekt „The Young Lizards“ und dem Album „Our Modern Lifestyle“ zurück.

Chris, New York ist das Mekka für jeden Jazzmusiker. Was hat dich veranlasst, nach Seattle zu ziehen?

In New York gibt es eine unvorstellbare Menge an wirklich talentierten Musikern, die niemals das Glück haben, entdeckt zu werden. Sie fristen ihr Leben als wenig beachtete Sidemen oder verbringen ihre Zeit mit Gelegenheits-Jobs um am Ende oft an ihren Träumen zu scheitern. Ich wollte nicht unbeachtet untergehen und verließ New York in Richtung Seattle.

Du machst intensiv Gebrauch von den Möglichkeiten, die das Internet heute bietet. Wann wurde dir bewusst, dass das Internet mehr Chance als Bedrohung für einen Musiker sein kann?

Die meisten dieser unentdeckten Talente in New York meinten, es sei ausreichend, wenn man sein Handwerk perfekt beherrscht, um wahrgenommen zu werden. Sie konnten sich nicht selbst promoten. Ich war es wirklich leid, in dieser Anonymität zu leben und ich schaute mir an, wie sich jüngere Musiker heute „verkaufen“. Ich begann also autodidaktisch damit, mir all diese Kommunikationsplattformen anzueignen. Die Absatzzahlen der CDs haben durch das Internet abgenommen. Gleichzeitig ist es aber auch eine Plattform,

mit der man mehr Menschen erreichen kann als je zuvor. Ein Segen und Fluch zugleich.

In deinem persönlichen Blog www.jazzdinosaur.com ist der Begriff „Aussterben“ ein großes Thema. Ist das Leben für einen Jazzmusiker heute schwerer, als es vor zwanzig Jahren war?

Ein ernsthafter Musiker spielt vielleicht in zwanzig Prozent seiner Zeit kreative Musik, Ausnahmen wie Chris Potter mögen hundert Prozent erreichen, der Rest der Zeit geht drauf für kommerzielle und weniger anspruchsvolle Musik. Aber selbst diese Jobs sind heute weniger geworden, wurden verdrängt durch Konservenmusik, die in Bars, auf Feiern und ähnlichen Anlässen gespielt werden. Für einen Musiker hört der Reifungsprozess niemals auf, man hat zuhause eine gute Technik erlernt, seine Scales verinnerlicht. Aber alles Wichtige lernt man draußen in den Clubs. Früher war es einfach, fünf Abende in der Woche in den Clubs aufzutreten, mit ständig wechselnden Besetzungen. Diese Zeiten sind so gut wie vorbei und somit schwinden auch die Möglichkeiten für Musiker, sich weiter zu entwickeln.

Allerdings scheint mir es mir, dass in Seattle eine ziemlich aktive Jazz-Szene etabliert ist?

In Seattle leben mittlerweile viele Musiker wie ich, die von New York oder Los Angeles hier her zogen. Allerdings ist Seattle im Wandel. Die Menschen hier arbeiten viel und hart. Das macht sich unter anderem auch daran bemerkbar, dass nur wenige Menschen Lust und Zeit haben, sich abends noch in die Clubs zu begeben und Musik zu hören.

Dein aktuelles Projekt The Young Lizards besteht aus sehr talentierten und erfahrenen Musikern. Wann kam dir die Idee zu einem Orgel-Quartett und war es schwierig, einen adäquaten Hammond B3-Spieler zu finden?

An der Ost-Küste gab es eine Menge Bands mit Hammond-Organen. Mit vielen von ihnen hatte ich gejammt. Die Idee, diesen besonderen Klang der Hammond mit in die Musik einfließen zu lassen, hatte ich also schon in New York. In Seattle gab es tatsächlich ein paar Hammond-B3-Spieler, aber erst als ich Ty Bailie traf,

hatte ich den richtigen Mann für den Job gefunden.

Die große Zeit der Hammond-Organer ist längst vorbei. Hattest du aus kommerzieller Sicht keine Bedenken, ein neues Jazz-Projekt zu starten, mit einem Instrument, das nicht unbedingt jedermanns Sache ist?

Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Auf unseren Konzerten sorgt der dicke hölzerne Leslie-Verstärker immer wieder für Interesse, gerade bei den jüngeren Besuchern. Musikalisch ermöglicht der bluesige Sound der Orgel eine völlig neue Herangehensweise an anspruchsvollere Stücke. Nein, ich glaube, da steckt kein Risiko dahinter.

Anhand der Bilder auf eurer CD erkennt man, dass Spaß einen hohen Stellenwert in eurer Band einnimmt. Sich selbst nicht allzu ernst zu nehmen, ist das ein mögliches Rezept dafür, ein breiteres Spektrum an Hörern anzusprechen?

Ich habe mich lange damit beschäftigt, wie sich Jazzmusiker heute verkaufen. Meist befinden sich auf den CD-Covern irgendwelche Kunstwerke oder kreativen Elemente. Mir war es wichtig, die Menschen hinter dem Projekt in den Vordergrund zu rücken. Für mich ist Jazz Kunst und unsere Musik spielen wir mit aller gebotenen Ernsthaftigkeit. Aber die Musik ist gleichermaßen auch Spaß und von daher passt das Konzept.

Wie fand die Besetzung zusammen?

Am längsten und besten kenne ich den Schlagzeuger Greg Williamson. Er ist überaus erfahren, arbeitete früher z.B. bei Woody Herman, ist eine feste Größe in Seattle und hat zudem noch sein eigenes Label. Wir haben schon unzählige Gigs miteinander gespielt. Dave Peterson ist ein unglaublich erfahrener und guter Gitarrist, den leider kaum jemand kennt, obschon er auch mit Chet Baker und Dave Liebman gespielt hat. Ich sah die Chance, etwas von seiner Erfahrung und Kreativität in das Projekt einfließen lassen zu können. Ty Bailie ist der jüngste im Bunde, spielte in letzter Zeit mit vielen Musikern aus der Grunge-Ära in Seattle und ist in der Lage, das Gefühl der sechziger Jahre auf seiner Orgel wieder auferstehen zu lassen.

Euer Schlagzeuger Greg Williamson steuerte den Song „Short mojo“ zum Album bei, das sonst komplett aus adaptierten Stücken besteht. Spielt ihr live mehr eigenes Material oder plant ihr es für die Zukunft?

Es wäre schön, wenn uns das gelingt. Ich wünsche es mir. Allzu oft dreht sich die Jazzmusik immer wieder um sich selbst, es werden wieder und wieder die alten Standards gespielt. Ich denke es ist für ein Überleben unausweichlich, Originale zu spielen. Wir hoffen, auf der nächsten CD schon mehr Eigenkompositionen präsentieren zu können.

Du bist nun schon lange im Musik-Business unterwegs. Welchen Wunsch hast du in Bezug auf die Musik?

Ich habe bis letztes Jahr hunderte Gigs im Jahr gespielt. Ich bin an dem Punkt angekommen, an dem ich nur noch Qualität, nicht mehr Quantität haben möchte. Ich möchte keine Auftritte mehr, bei denen Leute sich ein Football-Spiel anschauen, ihr Steak essen und im Hintergrund Jazzmusik wahrnehmen. Ich wünsche mir so um die achtzig Gigs im Jahr, mit guten Musikern und interessiertem Publikum. Das wäre ein Traum.

Text: Marco Schweingruber
Foto von The Young Lizards mit v. l. n. r. Ty Bailie, Dave Peterson, Chris Fagan, Greg Williams: Steve Korn